



Von gut nach schlecht nach gut



Als im vergangenen Jahrhundert mit der Weltraumforschung eine vollkommen neue Technik mit neuen Ideen, neuen Herausforderungen, aber auch neuen Problemen und neuen Fehlern entstand, hatte der NASA-Entwicklungsingenieur Edward A. Murphy das dabei aufgetretene technische und menschliche Versagen in ironischer Art notiert und später in seinem Buch „Murphy's Law“ veröffentlicht. Eines dieser Gesetze lautet: *„Gute Dinge tendieren von gut nach schlecht. Schlechte Dinge tendieren von schlecht nach sehr schlecht.“*

Diese pessimistische Auslegung aus dem besonders in der Technik interessiert aufgenommenen Buch wird leider zu oft auch auf unser menschliches Leben übertragen. Ist das aber wirklich vergleichbar? Hält das Festhalten an so einer Behauptung immer einer objektiven Beurteilung stand? Ich möchte hier am Beispiel von Beobachtungen in einer für mich unerwarteten und neuen Lebenslage ein viel erfreulicherer Bild zeigen.

Als ich nach einem überwiegend glücklichen und erfolgreichen Leben schlagartig nach einem Krankenhausaufenthalt zur zukünftigen Pflege und Versorgung in das Hospiz Kieler Förde eingewiesen wurde, war die obenstehende Aussage über einen Trend von gut nach schlecht auf jeden Fall gerechtfertigt. Geht man davon aus, dass im allgemeinen deutschen Sprachgebrauch ein Hospiz als „Wartezimmer zum Sterben“ gesehen wird, stellt sich dann doch die Frage, was nach dem Zustand „schlecht“ noch „sehr schlecht“ werden kann. Verstärkt wurde der Eindruck durch ständige Schmerzen, Unselbstständigkeit, Bewegungseinschränkung und andere bis zu dem Zeitpunkt weitgehend unbekannt Eigenschaften. Was soll ein in ein Hospiz eingewiesener Mensch von seinem neuen Umfeld erwarten, wenn die meisten Menschen, die dort waren, nichts mehr darüber berichten können?

Die einzige Möglichkeit, sich in der neuen und noch unbekannteren Umgebung zurechtzufinden, bestand darin, sich nicht treiben zu lassen, sondern das Wahrgenommene zu verarbeiten. Manchmal sind es erste Beobachtungen von äußeren Kleinigkeiten, die ganz unbewusst etwas auslösen. Man sollte sich aber wie bei einem Geschenk nicht durch eine ansprechende Verpackung von dem eigentlichen Inhalt ablenken lassen, doch der erste Eindruck meines neuen Zuhauses hinterließ bei mir durch das helle Haus mit den großen, freundlichen Zimmern und der weiteren gemütlichen Ausstattung in meiner sonst trüben Lebenssituation sofort einen beruhigenden Eindruck, der im Laufe der Zeit noch gefestigt wurde. Leider konnten einige der gemütlichen Ecken aufgrund der Pandemievorschriften kaum oder nicht genutzt werden.

Als Mensch, der sich sein Leben lang in der freien Natur wohl gefühlt hat, fand ich Haus und Grundstück zum großen Teil eingerahmt von unbebauten, naturbelassenen Bereichen, bewachsen mit kleinen Pflanzen, halbhohen Büschen und mächtigen Bäumen. Als ich zu Jahresanfang dort ankam, zeigte sich zögerlich das erste Grün, das sich bald zu einer kleinen blühenden Oase mit Kaninchen, Rehen und mancherlei Vögeln entwickeln sollte. Darf man solche Beobachtungen als Äußerlichkeiten abtun?



Ein Mensch, der sich in einem Hospiz aufhalten muss, erwartet neben den hier beschriebenen angenehmen Rahmenbedingungen aber hauptsächlich Hilfe, die manchmal sein bis an die Grenzen der Belastbarkeit gehendes Leben menschenwürdiger gestalten kann. Hier spielt die Fürsorge durch das Pflegepersonal eine entscheidende Rolle. Ein hier lebender, zeitweise hilfloser Betroffener wird kaum feststellen können, ob die medizinische Versorgung für ihn die beste ist, ob er wortgewandten Blendern ausgesetzt ist oder ob er sich verwaltungstechnischen Spitzfindigkeiten beugen muss. Aber er wird erkennen, ob die Personen, denen er sich hat anvertrauen müssen, über die von ihm und

seinen nahen Verwandten erwarteten Fähigkeiten verfügen und das ausstrahlen, was ihn beruhigt und ihm ein Wohlfühlen bereitet.

Wer sich in seinem Beruf dafür entscheidet, anderen Menschen in schweren Stunden zu helfen, muss schon über bestimmte naturgegebene Voraussetzungen verfügen, um diese Zielsetzung zu bewältigen. Was ich in meiner Lage aus meiner eigenen Sicht erleben durfte, darf man wohl mehr als nur berufliche Pflichterfüllung nennen. Vom Team, mit dem ich ständig in Kontakt kam, angefangen beim Azubi bis zur Fachkraft mit zum Teil breitbandiger Ausbildung und langjähriger Erfahrung, wurde ich mit Aufmerksamkeit, Höflichkeit, Verständnis, Humor und ähnlichen anderen Eigenschaften unaufdringlich diszipliniert behandelt. Wenn von diesem Team geschrieben wird, muss man die Vielfältigkeit von fachmedizinischer Behandlung, von physio- und psychotherapeutischer sowie seelsorgerischer Betreuung, von Mitwirkung bei Gesprächen über Sport, Bildung, Politik, Literatur, Musik, Technik und was es sonst noch alles gibt, von Fürsorge beim Essen und Trinken bis hin zur Zimmer-, Haus- und Gartenpflege berücksichtigen. Bei der Unterschiedlichkeit in der Art und Weise, mit der jedes Teammitglied dabei vorgeht, ist für jeden Patienten mit allergrößter Wahrscheinlichkeit eine Form vorhanden, auf die er anspricht. In so einer Atmosphäre, geprägt von Unabhängigkeit, Freiheit und Ruhe, konnte ich mich voll und ganz auf die angebotenen Hilfen konzentrieren. Wie schön hätte es sein können, wenn man die sympathischen Gesichter auch einmal nicht halbversteckt hinter einer Corona-Maske hätte sehen können!

Die unterschiedlichen Hilfen brachten ihre Ergebnisse. Ein kerngesunder Mensch wird sich kaum vorstellen können, was es bedeutet, auf einen Rollator gestützt wieder erste Schritte machen zu können, sei es auch nur einmal am Krankenbett entlang. Das Team freute sich mit! Das feuerte an! Die kleinen Ausflüge wurden „in kleinen Schritten“ länger. Ein altgriechisches Sprichwort zeigte, dass ich auf dem richtigen Weg war: „Das Wichtigste des ersten Schrittes ist die Richtung, nicht die Weite.“ Dann folgte das Treppensteigen, als einzige Hilfe das Handauflegen auf den Handlauf an der Wand und das wachsame Auge des Therapeuten. Und bei anderen normalerweise als Selbstverständlichkeit gesehenen Anforderungen lief es ähnlich. Mitgerissen durch diese Erfolge lief es bei mir anders als bei den üblichen Hospizpatienten – ich merkte es nur nicht.

Es soll nicht abgestritten werden, dass es in meinem letzten Endes erfreulichen Abschnitt im Hospiz Kieler Förde zeitweise auch andere Gedanken gegeben hat. Eine im deutschen Gesundheitswesen erkennbare Verwaltungsträgheit kann dabei nicht in Abrede gestellt werden, aber, auch das sollte bemerkt werden, ist nicht dem Team anzulasten.

Nach anfangs düsteren Zukunftsvorstellungen wurde mir klar, dass ich, um es einmal ganz einfach zu sagen, noch keine Lust zum Sterben hatte. Eine Redensart sagt: „Nur der Tod ist umsonst – aber der kostet das Leben!“ In der mir nachgesagten Dickköpfigkeit habe ich versucht, mir so weit wie möglich selbst zu helfen, um recht bald wieder zur Familie und den vertrauten Tieren zu kommen. Dabei habe ich das mir gebotene Geschenk eines würdigen und sorglosen Lebensabends im Hospiz vollkommen missachtet. Als sich abzeichnete, dass die schlimmsten Befürchtungen eines unmittelbar bevorstehenden Todes für mich nicht mehr zutreffend waren, sich dafür aber neue, auch nicht gerade vernachlässigbare Probleme zeigten, hatte mich die bittere Realität wieder eingeholt. Und dann waren sie da, die rabenschwarzen Gedanken, die ich in meinem Leben zuvor nie kannte: „Ich will nicht mehr leben!“ Mit einer Ziellosgigkeit, von Selbstmitleid und Minderwertigkeitskomplexen geplagt, an allem desinteressiert, lebte ich ohne jeglichen Lebenswillen wie hinter einem dunklen Vorhang. Auch in dieser Situation, die man dem ärgsten Feind nicht gönnen möchte, mit Konzentrationsstörungen und teilweisen Gedankenaussetzern war es wieder das schon oben angeführte Team in seiner Gesamtheit, das mich mit bewundernswerter Geduld verständnisvoll in fast zärtlicher Art in einen stabilen Zustand zurückführte.



Das Hospiz Kieler Förde darf sich glücklich schätzen, zur Erledigung der anfallenden Aufgaben sich auf den Einsatz von freiwillig Mitarbeitenden verlassen zu können. Weil ich selbst knapp drei Jahrzehnte als ehrenamtlicher Mitarbeiter in der außerschulischen Jugendarbeit tätig war, habe ich in meiner augenblicklichen Lage diese ganz besondere Form von Beihilfe plötzlich mit ganz anderen

Augen gesehen. In diesem hier vorliegenden Fall der Unterstützung eines Hospizes geht es darum, die letzten Momente im Leben ehrenvoll zu gestalten. Überwiegend die Personen, die durch ihre Erfahrungen aus solchen Situationen mit ihnen sehr Nahestehenden erkannt hatten, wie notwendig und wichtig hier eine Mithilfe ist, stellen uneigennützig Zeit, Arbeitskraft, materielle Dinge und Ähnliches zur Verfügung.



Mein Teil der ehrenamtlichen Arbeit lag nicht am Ende, sondern hauptsächlich zu Beginn des Lebens bei einer Gruppe unserer Gesellschaft, die noch ohne umfangreiches Wissen und ohne Erfahrung auf das kommende Leben vorbereitet werden musste: Kinder und Jugendliche.

Für diese jungen Menschen waren Rahmenbedingungen zu schaffen, mit denen vorrangig Entwicklung, Förderung und Spaß beeinflusst wurden. Auch wir damaligen Vereinskameraden haben gemeinsam gearbeitet und auch gefeiert, wir haben uns gemeinsam gefreut und geärgert, wir waren gemeinsam traurig und haben gemeinsam Spaß gehabt, viel Spaß sogar. Kurzgefasst, wir haben unser gemeinsames Leben nicht verlebt, sondern erlebt.

Ich bin in meinem Leben nie auf die Idee gekommen, dass ich einmal abhängig sein würde von den Menschen, die so uneigennützig denken. Habe ich ungewollt und unwissend in die unsichtbare Kasse eines sozialen Kapitals eingezahlt, die mir jetzt hilft? Es wäre unsinnig, wenn man eine Gewichtung dieser beiden unterschiedlichen Fälle vornehmen und weitere ehrenamtliche Tätigkeiten mit einbeziehen wolle. Allein die Tatsache, dass diese Arbeiten in unserer Gesellschaft überhaupt ausgeführt werden, sollte als positiv beachtenswert gelten. Immerhin sind etwa ein Drittel unserer Mitbürger ehrenamtlich engagiert und ungefähr ein weiteres Drittel kann sich vorstellen, in dieser Richtung mitzuarbeiten. Wenn man den allgemeinen Umfragen Glauben schenken darf, dann erwarten die Ehrenamtler keine Gegenleistung und geben sich mit einem spontanen „Dankeschön!“ und der Anerkennung ihrer Leistung zufrieden.

Es ist nicht jedem Menschen möglich, sich im vertrauten Kreis seiner Lieben auf seine unmittelbar bevorstehende ewige Ruhe vorzubereiten. Auch ist es nur wenigen vergönnt, durch gezielte Hilfe sein Leben für einen wenn auch begrenzten Zeitraum verlängert zu bekommen. Einer davon durfte ich sein, der mit Einschränkungen wieder bei der Familie leben darf. Als Zusammenfassung all dieser Beobachtungen und gemachten Erfahrungen ergibt sich der Schluss, auch der breiten Öffentlichkeit zu zeigen, wie man in einem Hospiz sich dem Thema „würdevolles Ende eines Lebens“ stellt.

Ich habe meine Erinnerungen an das Kieler Hospiz mit einem Gedanken an die modernste Technik der Welt- raumforschung begonnen. Sollte man jetzt nicht weit in die Geschichte zurückgreifen, um dieses Kapitel zu beenden? Im alten Römischen Reich stellten sich die Gladiatoren, die im Zirkus auftretenden lebenden

menschlichen Kampfmaschinen, der Überlieferung nach mit ihrem Motto „moriture te salutant“ („Die Todgeweihten grüßen Dich“) ihren Besitzern bis hin zum Kaiser vor. Mit nur primitiven Waffen kämpften sie mit einem höchsten Teil an Mut und Lebenswillen bis zum Tod gegen andere Leidensgenossen oder wilde Tiere. Wenn das Publikum mit der Leistung eines Gladiators zufrieden war, konnte der Kaiser mit nach oben zeigendem Daumen dem Kämpfer das Leben schenken. Mein Kaiser hat ganz offensichtlich seinen Daumen nach oben gestreckt .



Jürgen Böttcher

***Sie möchten unsere Arbeit unterstützen?
Wir freuen uns über JEDE Spende!***

Wir durften Herrn Böttcher einige Wochen bei uns begleiten. Dachten wir zu Beginn, dass seine Zeit bei uns sehr begrenzt sein und mit seinem Tod enden würde, belehrte er uns eines Besseren. Seine Tatkraft, seine Energie, aber auch seine unkonventionelle Art „zu den Dingen zu stehen“, hat uns tief beeindruckt. In einem Brief an uns heißt es: „*Mein Anliegen ist es, einem Außenstehenden einmal zu zeigen, dass auch trübe Lebensabschnitte durchaus ihre positiven Seiten haben können, wenn man über das ‚Wie‘ Bescheid weiß.*“ und weiter: „*Nichts auf dieser Welt ist ohne Folgen oder gar endgültig. So gesehen wird auch meine Zeit bei Ihnen ihre Nachwirkungen bei mir haben.*“

Auch für uns hat die Zeit mit Herrn Böttcher Nachwirkungen, da er sich auf uns eingelassen und uns vertraut hat und wieder neue Kräfte entwickeln konnte. Wir danken allen unseren Gästen, denn wir lernen von ihnen ständig dazu. Es ist uns immer wieder auf's Neue eine Ehre, sich einzulassen und auf dem letzten Lebensweg dabei sein zu dürfen. Passend beschreibt es die Lyrikerin Hilde Domin in ihrem Gedicht „Unterricht“:

Jeder der geht
belehrt uns ein wenig
über uns selber.
Kostbarster Unterricht
an den Sterbebetten.
Alle Spiegel so klar
wie ein See nach großem Regen,
ehe der dunstige Tag
die Bilder wieder verwischt.

Nur einmal sterben sie für uns,
nie wieder.

Was wüßten wir je
ohne sie? ...

